

Bronzezeitliche Gräber von Goseck.

(Hierzu Tafel VIII und IX.)

Inmitten rebenbekränzter Höhen und kleiner Waldungen, nicht weit ab von der Mündung der Unstrut in die Saale, liegen auf dem linken Ufer der letzteren, halbwegs zwischen Naumburg und Weissenfels, „über alle Massen lustig“ Schloss und Dorf Goseck. Das erstere war in alter Zeit Burg und Sitz eines thüringischen, pfalzgräflichen Geschlechts, über welches urkundlich sichere Nachrichten erst aus der Zeit Heinrichs II., aus dem Anfange des XI. Jahrhunderts, vorhanden sind.

Schon um die Mitte desselben Jahrhunderts wurde die Burg in ein Benediktinerkloster verwandelt und mit Mönchen aus Corvey besetzt. Ort und Kloster werden in den Urkunden Gozeka genannt. Später finden sich noch folgende Schreibweisen: Geissig, Goissig, Gozeck, Gusigk, Gosze, schliesslich auch „Gotteseck“. Dass die alten Formen dieser letztgenannten Ableitung widersprechen, braucht nicht hervorgehoben zu werden. (Taf. IX, Plan A.)

In der Zeit, als noch die Slaven den Saalestrom beherrschten, hat auf der Stelle von Goseck oder in dessen unmittelbarer Nähe eine „slavische Burg“ mit Namen Bonzig, auch Ponzigk, Paatzig oder Böntzig“ gestanden. Pfalzgraf Friedrich II. von Goseck, der Mitbegründer des Klosters, nannte sich noch „Herr zu Bonzig“. Es ist zu vermuten, dass diese Burg auf dem „Igelsberge“, östlich des heutigen Schlosses, belegen war und dass sie schon vor der slavischen Einwanderung bestanden hat, vielleicht hervorgegangen aus einer uralten Kultstätte oder „Wallburg“. Jedenfalls sprechen zahlreiche Funde an steinzeitlichen Scherben und Werkzeugen für eine sehr frühe Besiedelung. In dem Besitze des Provinzialmuseums befinden sich Beile aus schwarzem Kieselschiefer, eine gewölbte Steinhacke (hobelartiges Werkzeug) desselben Materials, flache Hacken („Abhäutemesser“) aus Grauwacke und ein massiver Schleifstein. In dem Museum für Völkerkunde zu Berlin sind verschiedene Steinbeile ausgestellt und eine steinzeitliche Deckeldose mit Ösen, sämmtliche Fundstücke vom Igelsberge stammend. Mit Sicherheit kann ich sagen, dass noch verschiedene Gegenstände in die Hände von Raritätensammlern gelangt sind.

Zwischen dem Igelsberge und dem nördlich von Goseck belegenen Dorfe Markröhlitz entspringt ein Wässerchen, welches nach Osten zu

abfließt und früher einen kleinen See gespeist hat, dessen Reste noch vor wenigen Jahrzehnten rechts und links des Weges nach Markröhlitz in zwei Teichen erkennbar waren.

An dem nördlichen Rande hat eine slavische Siedelung gelegen, deren Spuren ich vor einigen Jahren durch Blosslegung von Gruben, welche allerlei Abfall des täglichen Lebens, wie Tierknochen, Fischschuppen, Scherben mit Wellenornament, einen Schleifstein und zerbrochene Werkzeuge, enthielten, nachweisen konnte.

Im Westen des Schlosses Goseck liegt auf gleicher Höhe mit dem Igelsberge ein Ackerstück, welches den Namen „Kuhtanz“¹ führt und früher wohl wüst gewesen ist oder nur mit wenigen Obstbäumen bestanden war, nördlich und westlich begrenzt durch eine Schlucht, den „Silbergrund“, welche zur Saale führt, und im Süden durch steil abfallende Hänge. Über den Ursprung des Namens, der auch „Gudanz“ und „Godanz“ ausgesprochen wird, soll eine Untersuchung hier nicht angestellt werden; doch sei hinzugefügt, dass sich in der Nähe noch viele bedeutungsvolle Namen für Örtlichkeiten im Gelände finden, wie „grosser und kleiner Hahn (Hagen)“, Helikenborn, Sichtichgrund, Ketzerkirchhof, Katzensgrund, das alte Schloss u. s. w., welche dem Forscher Ausblicke in vor- und frühgeschichtliche Zeiten gestatten. Auch haben bereits in den letztvergangenen Jahrhunderten gebildete Männer vorgeschichtlichen Funden aus der Umgebung von Goseck ihre Aufmerksamkeit geschenkt. So berichtet Martinus Schamelius in seiner „Beschreibung des Benediktinerklosters Gosegk“ von 1732 über einen 1638 nahe dem Dorfe gemachten Urnenfund: „Die fünf schwarzen mit Stürzen versehenen Urnen, welche gelbe mit Menschengebeinen gemischte Erde enthielten, waren in einem aus vier grossen Quadern bestehenden und mit einer schweren Platte bedeckten Grabe aufgestellt gewesen.“ Auch erwähnt derselbe Schamelius vorgeschichtliche Gräber aus dem benachbarten Schönburg. Die zuerst genannten „urnae“ sind nach seiner Mitteilung in die „Kunstkammer zu Gotha“ geschenkt worden.

Der erste Jahresbericht des „Thüringisch-Sächsischen Vereins zur Erforschung des vaterländischen Altertums“ von 1821 zählt die Urnen, sowie die Hals-, Finger- und Ohrringe auf, die dem „grossen Totenhügel“ bei dem benachbarten Grossjena entnommen worden sind. In einer Urne fand man einen irdenen Schmelztiegel mit „einem Überrest geschmolzenen Kupfers.“

¹ Montelius in „Chronologie der ältesten Bronzezeit“, 62, nennt es irrtümlicherweise „Kuhdamm“.

Ein kleiner Teil der Altertümer, darunter genannter Schmelztiegel, befindet sich in dem Provinzial-Museum zu Halle, während der Hauptteil verschwunden ist oder sich noch auf dem Rittergute Grossjena befinden dürfte.

Der Lehrer Gottlieb Sturm zu Goseck, der 1844 ein Büchlein, „Goseck und seine Umgebung“, verfasst hat, berichtet, dass „der vielfach durchschnittene, waldige Gebirgszug von Goseck nach Grossjena Zeuge vieler, vielleicht wichtiger Ereignisse der früheren und frühesten Zeit gewesen sein müsste, da grosse Mengen von Gegenständen des Altertums dort gefunden würden aus Stein, Metall und Thon.“

Dass die beiden Wäldchen, „der kleine und grosse Hahn“, in denen Grabhügel lagen und vielfach steinerne Messer u. dergl. gefunden wurden, als „heilige Haine“ angesprochen worden sind, ist begreiflich. Selbst in jüngerer Zeit sind wiederholt vorgeschichtliche Altertümer dort zum Vorschein gekommen; aber nur einzelne sind in Hände gelangt, die sie zu erhalten vermochten und der Forschung zugänglich machten.

In den Tagen vom 28. bis 30. Mai 1874 hat Geheimrat Virchow sowohl die Gegend von Leissing und Rödchen, gegenüber von Goseck, als auch das Goseck benachbarte Markwerben und den „Ketzerkirchhof“ (slavisch) am „Ketzergrunde“ (Ketzbach), nahe der Öblitzmühle, am Fusse des Schlosses Goseck, aber auf dem rechten Saaleufer gelegen, besucht. In einer Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie p. p. am 28. November 1874 hat er die Resultate ausführlich besprochen und auch der vielen verstreuten Funde gedacht, die, aus verschiedenen Perioden stammend, ihm in jenen Tagen dort vorgelegt worden sind. Diese Vorkommnisse bestimmten ihn zu der Äusserung, „dass die Aufmerksamkeit, welche allmählich auch diese Gegend auf sich ziehe, im hohen Masse berechtigt sei.“

Nach einer mir gewordenen Mitteilung ist man am „Ketzergrunde“ in jüngster Zeit wieder beim Pflügen auf Steinpackungen gestossen.

Im Jahre 1882, gelegentlich der XIII. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. (Corr. Bl. der D. A. Ges. 1882, 177), hat Professor Klopffleisch über seine Ausgrabungen bei Goseck berichtet.

Als geeigneten Punkt hatte er zunächst das „Hohe Ufer“ am Ausgange des Silbergrundes, nahe einer starken Krümmung der Saale, ausersehen, da an den Rändern des dortigen Hohlweges zahlreiche Scherben vorgeschichtlicher Gefässe zu Tage traten. Es sei hier erwähnt, dass die dortigen Bewohner das Ackerstück „das Holeufer“

nennen, da ehemals hier eine „Überholestelle“, eine Fähre, gewesen sei. Der Ruf an den Fährmann „Hol' über“ ist auch hierzulande gebräuchlich. Dort fand er in Küchengräben neben rohen tupfverzierten Scherben auch die in den „Vorgesch. Alterth. d. Prov. Sachsen 1883 T. II“ abgebildeten bunten Scherben, welche jetzt in dem Prov.-Museum zu Halle angelangt sind, und zwei Bronzenadeln, bei deren einer der Kopf als einfache Schlinge gestaltet ist, während er bei der anderen eine kelchartige Form zeigt (Taf. VIII, Fig. 1 und 2).¹

Ich darf hier gleich bemerken, dass ich am 5. April 1893 in der Nähe seiner Arbeitsstelle ebenfalls eingeschlagen habe, jedoch nichts von Bronze entdecken konnte. Auch schienen die zahlreich auftretenden Scherben der Steinzeit anzugehören. Hier fand ich auch Ballen gemischten Thons und gereiften, rotgebrannten Lehmschlag, der entweder von dem Bewurf einer Hütte oder von dem Boden einer Töpfergrube herstammte. Da ich auch einen Glättstein in der Asche des Schmauchfeuers vorfand, und mehrere Scherben eines „ungebrannten“ Topfes, so bin ich geneigt, den Fundplatz für eine Töpfergrube, deren Sohle für Luftzug besonders vorbereitet war, zu halten. Der Umstand, dass die Scherben des ungebrannten Gefäßes nur unter Aufwendung von Zeit und grösster Sorgfalt aus dem sie umgebenden Boden auszulösen waren, bewies, wie unrecht diejenigen haben, welche annehmen, dass vorgeschichtliche Gefässe oftmals „ungebrannt“ Verwendung gefunden hätten.²

Wie mir die Arbeiter, von denen einige Prof. Klopfleisch s. Z. begleitet hatten, mitteilten, waren die Bronzenadeln allerdings am „Holeufer“ gefunden worden, aber an einer anderen, der ersten benachbarten Stelle. Auf ihren Rat schlug auch ich an dem bezeichneten Orte ein, jedoch ohne Erfolg.

Am „Eulauer Halbgraben“, nahe der ersten Fundstelle, fand Prof. Klopfleisch „Reihengräber aus der Zeit nach der Völkerwanderung ohne Beigaben“, und in dem „grossen Hahn“ Hügelgräber mit mächtigen Steinpackungen, unter denen die Skelettreste eines Mannes und solche eines Kindes lagen. Bereits bei dem Ausschachten war er auf zwei einzelne Kinderschädel gestossen, von denen der eine sorgfältig mit Steinen umsetzt war. Klopfleisch nahm an, dass sie „schwerlich etwas anderes als ein Totenopfer bedeuten könnten“. Ich muss diese Beobachtung hier erwähnen, da ich bei den von mir später unter-

¹ Vergl. Montelius a. a. O. 98, auch Pič, Čechy předhistoriké Taf. XIX.

² Vergl. Naue, Prähist. Bl. 1893, 40.

nommenen Ausgrabungen in benachbarter Gegend aus derselben Periode stammende unnatürliche und verwickelte Bestattungsarten kennen lernte, welche dem Forscher nicht zu lösende Rätsel aufgeben. Auch der damalige Pächter der gräflichen Rittergüter Eulau und Goseck, der unseren Arbeiten wiederholt das freundlichste Entgegenkommen bewiesen hat, hat ähnliche Beobachtungen gemacht.

Ein von Klopffleisch in dem erwähnten Hügelgrabe aufgefundener, kräftiger langgestreckter Bronzecelt mit schwachen Randleisten, die fast bis zu der halbkreisförmigen Schneide laufen, gestattet einen Schluss auf die Zeit der Bestattung. (Fig. 3.)

Im Frühjahr 1890 war man bei Meliorationsarbeiten auf dem „Kuhtanz“ auf Blöcke Buntsandsteins, wie er hier in der Nähe ansteht, gestossen. Der Untergrund des Ackerstücks besteht jedoch aus Diluvialkies, und so wurde die Vermutung rege, dass auch hier, wie unter Hügeln in dem benachbarten „grossen Hahn“, „Steinkistengräber“ lägen, deren aus gutem Boden bestehende Hügel nur bereits früher schon abgetragen wären. Die einstige Lage der Hügel war zwar nicht mehr zu erkennen, aber die Untersuchung mit der Steinsonde ergab, dass hier eine Anzahl von Steinpackungen in Zwischenräumen von etwa 4 m vorhanden war, und zwar scheinbar nur in zwei Reihen von Ost nach West. Ein stattliches Hügelgrab, das früher bereits einmal durchschnitten worden ist, liegt heute noch neben der nördlichen Reihe auf Unland zwischen Gestrüpp und einigen Obstbäumen.

Bei dem Abräumen des Bodens neben dem Hügel stiessen die Arbeiter bei $\frac{1}{3}$ m Tiefe auf eine in Kies gebettete Steinkiste, $\frac{3}{4}$ m hoch, $1\frac{3}{4}$ m breit und 2 m lang, Abmessungen, die auch später mehrfach beobachtet wurden. Oben war die mit guter schwarzer Erde gefüllte Steinkiste durch Bruchstücke von Sandstein ungleichmässig bedeckt, während eigentliche „Platten“ nicht vorhanden waren. In der Steinkiste fanden die Leute zwei mit Horizontalrippen versehene (gereifelte), innen glatte Armbänder aus Bronze, die, um sie elastisch zu machen, nicht zusammengenietet waren, sondern einen Spalt zeigten. Die Höhe beträgt 4, der Durchmesser 6 cm. Die Rillen sind nicht eingehauen oder eingefeilt; man gewinnt vielmehr den Eindruck, als wären die Armbänder in einer verlorenen Form „gegossen“. Auch die Querleisten an den Enden der Rippen dürften für diese Art der Technik sprechen (Fig. 4).¹ Ferner wurden zwei 10 cm lange Bronzenadeln mit

¹ Vergl. Montelius a. a. O. Fig. 77, 87, auch 204, und Pič, „Čechy předhistoriké“ Taf. 17.

durchlochtem Kopfe, wie die leubinger Goldnadeln (Fig. 5), und ein kleiner goldener „Noppenring“ (Schleifenring), ähnlich den von Olshausen¹ beschriebenen, dem Grabe entnommen (Fig. 6). Die Anordnung der Spirale, welche etwa das Gewicht eines Zehnmarkstücks hat, ist derart, dass der Verfertiger einen 25 cm langen Golddraht, dessen Enden zu feinen Spitzen ausgehämert sind, in der Mitte zusammenbog und diesen Doppeldraht um einen Cylinder von kaum 10 mm Durchmesser wickelte. Vor Vollendung einer ganzen Umwicklung begann er eine Rückbiegung und setzte die Umwicklung durch fast zwei Windungen fort. Die spitzen Enden sind nicht durch Zusammendrehen oder Wickeln vereinigt, sondern durch ein Aufpressen des oberen Drahtes auf den unteren nach aussen zu. Dabei ist die Zuspitzung so genau, dass sich beim Einstecken in eine kleine Öffnung kein Hindernis bieten würde.

Welchem Zwecke dieser dünne, etwas verdrückte Noppenring gedient haben mag, ist unklar, da er, bei einem Durchmesser von 9 bis 10 mm im Lichten, nicht einmal von einem Kinde als Fingerring getragen werden konnte. Immerhin ist es ein schätzenswerter Fund: „Das leicht zu behandelnde Gold, im Verein mit Schmuckstücken der ersten Bronzezeit“!

Von dem hier bestatteten Menschen sind nur die durch Oxydation der Armbänder grün gefärbten Unterarm- und Handknochen zu Tage gefördert worden, während von den anderen Skelettteilen keine Spur zu entdecken war. Da in dem zunächstliegenden Grabe ein hockendes Skelett gefunden wurde, dem die Unterarmknochen fehlten, so ist vielleicht anzunehmen, dass hier eine jener „partiellen Bestattungen“ vorliegt, von denen die Rede war und noch sein wird.

Am 8. April wurde durch mich eine weitere Steinpackung derselben Reihe freigelegt, in gleicher Tiefe wie die früheren und von denselben Abmessungen; auch das Material war das gleiche. Das Skelett lag mit angezogenen Knien auf der rechten Seite, Füße gegen Osten. Der Boden um dasselbe bestand aus gutem, mässig dunklem Humus, der ohne Zweifel von einem anderen Orte hierher getragen war, während die „Unterlage“ als eine kaum zwei Finger starke, dunkelschwarze Schicht sich abhob, die sich von dem darunter liegenden glatten Kiesboden wegfeigen liess und vielleicht aus vermodertem Moos oder Laub bestand, auf welches man einst den Toten

¹ Olshausen, Verh. der Berl. anthr. Ges. 1886, 433 ff. und 483, auch Pič, „Čechy předhistoriké“ Taf. XIII, XIV, XVII etc.

gebettet hatte. In diesem schwarzen Boden war ein stark vermodertes Hirschgeweih eingelagert.

Bei dem Skelett befand sich eine rohe Bronzenadel, deren den Kopf bildende Öse durch einfaches Umlegen und Andrücken des oberen runden Drahtendes gebildet ist (Fig. 7).

Ausserhalb der Steinkiste, zu Häupten des Bestatteten, war in gleicher Tiefe ein kleines unverziertes Gefäss beigesetzt. Der Kiesboden unter der dunklen Schicht war stark versintert und machte den Eindruck von „Mörtel“. Ich liess sie durchbrechen und stiess in der Mitte des Grabes, etwa in einer Tiefe von 15 cm, auf einen einzelnen menschlichen Schädel ohne jede Spur anderer Skeletteile.

An diesem Tage wurden noch zwei Steinkisten in der Reihe südlich der zuerst genannten freigelegt, die ebenfalls hockende Skelette, scheinbar weibliche, bargen. Zwischen den Händen des einen Skeletts lag umgekippt ein tassenartiges unverziertes Trinkgefäss (Fig. 8) und am Kopfe ein feiner, durch Oxydation fast zerstörter Ring von Bronze-draht, während in dem anderen Grabe ein Armring aus Bronze, offen und durch 16—18 Einkerbungen in der Mitte und an den Enden verziert, aufgefunden wurde. Der Querschnitt des Ringes ist nicht kreisförmig, sondern an der unteren Seite abgeflacht (Fig. 9).¹

Die Zähne, Schneide- wie Backenzähne, sämtlicher Skelette waren tief abgekaut.

Da mir die Gutsknechte mitteilten, dass sie jüngst beim Pflügen auf dem „Markröhlitzer Halbgute“, etwa 1700 m vom Kuhtanz entfernt, südlich des Dorfes Markröhlitz, auf eine Steinpackung gestossen wären, wurde der Kuhtanz verlassen und an dem bezeichneten Orte eine Steinkiste freigelegt: Sie war ebenfalls aus Sandsteinblöcken gebaut, aber von minderer Höhe; auch waren alle Blöcke von geringerem Gewicht. Wahrscheinlich hatte man wegen der weiteren Entfernung von den Stellen, wo der Stein ansteht, von dem Silbergrunde und dem heutigen Schlosse, sich mit kleineren Steinen und weniger Baumaterial begnügt.

Beim Abräumen trat die auffallende Erscheinung zu Tage, dass die mit guter Erde gefüllte Steinkiste selbst kein Skelett enthielt, dass der Tote vielmehr „ausserhalb derselben“, unmittelbar (westlich) daneben, beigesetzt war. Beigaben fanden sich nicht.

Ogleich mich bereits am 15. April 1893 wieder ein Fund, der im Dorfe Goseck selbst gemacht war, dorthin rief, so lasse ich doch, um

¹ Vergl. Montelius a. a. O. 41, Fig. 100, aus Jessen.

das Zusammengehörende nicht zu trennen, zunächst den Bericht über eine später gemachte Ausgrabung auf dem Kuhtanz hier folgen.

Im Anfang des Monats Oktober 1899 war man beim Pflügen auf dem Kuhtanz wieder auf grössere Sandsteine gestossen, die man für die Bedeckung von Steinkisten hielt. Da die Ackerer diese Stellen bezeichnet hatten, liess ich sie am 12. Oktober mit der Steinsonde untersuchen, ohne zu einem Resultat zu kommen. Erst als ich nördlich von der ersten Gräberreihe, nahe dem Grabhügel, Versuche anstellte, fand ich in der Tiefe von 25 cm festen Widerstand und vermochte einen Steinbau von ungefähr 160 cm im Geviert und eine in nord-westlicher Richtung sich direkt anschliessende schmalere, aber längere, Packung festzustellen.

Erst nachdem der ganze Steinbau, der von einer Humusschicht umgeben war, völlig freigelegt war, sodass man auch von aussen herantreten konnte, begann ich mit dem Abdecken desselben. Bei dem Ziehen dieser Gräben war ich wieder auf eine mörtelartige Kiesschicht gestossen, diesmal jedoch in dem Kiese selbst, und es wurde klar, dass man es mit einer natürlichen Bildung, mit einem Niederschlage von Kalk, zu thun hatte, und nicht etwa mit einer „Unterlage von gebranntem Kalk“, welche Vermutung früher hier ausgesprochen worden war. Ein Durchbrechen dieser Schicht scheint, wenn sie überhaupt nicht erst später entstanden ist, nur einmal, und zwar da, wo der vereinzelt Schädel gefunden wurde, s. Z. bei dem Ausheben der Gräber ausgeführt worden zu sein.

Bei dem Abdecken wurde an der Stelle, wo die beiden Steinbauten zusammenstiessen, umgeben von feiner Asche, und bedeckt mit einem flachen Stein, eine gut erhaltene, 13 cm lange Bronzenadel, deren Kopf durch zweifaches Rollen des zu diesem Zweck flachgehämmerten Drahtes gebildet ist, geborgen. Die Öse war gerade weit genug zur Aufnahme eines „Wickelfadens“ (Fig. 10).

Bei dem Abtragen des altarähnlichen, völlig massiven Baus, der eine Höhe von mehr als einem Meter betrug und mehrere Fuhren Steine, darunter auch Findlinge aus dem Diluvium lieferte, fielen mehrfach eingelagerte Schichten von feiner Asche auf. Da auch einige zerschlagene Tierknochen mit vorkamen, ist zu vermuten, dass die einstigen Erbauer hier wiederholt abgekocht oder „Feuer zum Gedächtnis“ angezündet hatten. Bei der Fortsetzung der Arbeiten am 13. Oktober kam ziemlich nahe der untersten Steinlage eine der oben

¹ Vergl. Naue präh. Blätter 1897, Taf. II 1, p. 19.

beschriebenen ganz ähnliche Bronzenadel zum Vorschein, wieder umgeben von Asche und Humus. Weder in dem würfelförmigen Aufbau, noch unter demselben fanden sich Spuren eines Skeletts, aber ebensowenig Reste von Leichenbrand.

Der anschliessende, in seinen Abmessungen den früher beobachteten Kistengräbern gleichende Steinbau enthielt dagegen ein schlecht erhaltenes Skelett in hockender Lage, welches ohne Beigaben bestattet und mit einer grossen Sandsteinplatte bedeckt war.

Schädel und feinere Knochen schienen vergangen zu sein, jedoch war es auffallend, dass trotz Suchens Zähne nicht gefunden wurden.

Da beide Steinbauten gleichzeitig entstanden sind, was daraus hervorgeht, dass an der Verbindungsstelle die Bausteine ineinandergriffen, ist der Schluss berechtigt, dass der altarartige Aufbau, in dem ja zwei Nadeln niedergelegt waren, zur besonderen Ehrung des daneben Bestatteten errichtet worden ist. Der Hügel, der einst gewiss beide Bauten gemeinsam überdeckte, mag erst abgetragen worden sein, als man den Ackerboden verbessern wollte.

Seit einigen Jahren hat die „ältere Bronzezeit“ mehr Beachtung gefunden, weshalb hier auf zwei Mitteilungen in dem „Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ vom Oktober 1900, 201 ff. hingewiesen sei:

Dr. Köhl-Worms hat jüngst auf dem Adlerberge 23 gleichartig gebaute, dürftig ausgestattete Hockergräber freigelegt, von denen nur vier Beigaben von Metall, wie einen triangulären Dolch, Nadeln, Armring und Pfriem enthielten, die übrigen nur Steinwerkzeuge aufwiesen. Dr. Köhl hält das Metall, dessen chemische Analyse allerdings noch aussteht, für „Kupfer oder sehr zinnarme Bronze“ — aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich — und weist die Gräber der „ausgehenden Stein- und beginnenden Metallzeit“ zu.

Dr. Reinecke-Mainz widerspricht der Anschauung, dass die Funde einer „Übergangszeit“ angehören sollen, und verlegt sie trotz der aufgefundenen Steinartefakte in den „ersten grossen Abschnitt des Bronzealters, in die frühe Bronzezeit“, eine Anschauung, zu welcher ihn auch ein Gefäss, welches „keinen neolithischen Charakter trägt“, bestimmte. Nach ihm ermöglicht dieser wichtige Fund, früher in Rheinessen gemachte Funde, über deren Zeitstellung man bisher im unklaren war, zu „datieren“.

Die Erscheinung, dass einer der Bestatteten ohne Schädel beigesetzt war, zeigt, dass dort, wie bei uns hier, Zerstückelungen von Leichen stattgefunden haben, ein offenbar durch dunkle religiöse

Vorstellungen begründetes Verfahren, auf welches schon vielfach hingewiesen worden ist.

Dr. von Sacken in „Das Grabfeld von Hallstatt“ S. 16 ff. nennt Beispiele von Hallstatt selbst, aus Mähren, aus dem Orlagau (nach Adler) und von Jena, Hostmann in seinen „Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie“ aus Schweden und Rügen. Dr. Zschiesche-Erfurt,¹ von dem wir noch nähere Mitteilungen zu erwarten haben, stellte in einem Grabe der älteren Bronzezeit zu Waltersleben fest, dass neben dem rechten Unterschenkel eines weiblichen Skeletts ein einzelner Schädel bestattet war.

Dass diese unser heutiges Empfinden verletzende Behandlung und Bestattung Verstorbener bis in das Mittelalter fortgedauert hat, lehrt die Geschichte, und erwähne ich nur die beabsichtigte Abtrennung des Kopfes eines „sterbenden Edlen“ aus der Umgebung Dagoberts, von der der Bischof Arnulph von Metz, der übrigens den Patienten heilte, uns berichtet hat, und die Macerierung der Leichen zweier Landgrafen von Thüringen, die 1189 und 1227 auf der Heimkehr aus dem Orient starben. Selbst die Leiche von Friedrich Barbarossa, der 1190 im Flusse Saleph ertrank, wurde in Antiochia vom Fleisch befreit und dann weiter mitgeführt. Dem Unwesen hat erst 1299 ein Verbot des Papstes Bonifacius VIII. ein Ende gemacht.

Ich muss an dieser Stelle noch hinzufügen, dass eine Analyse der bei Goseck geborgenen „Bronzegegenstände“ nicht stattgefunden hat, ich also auch nicht wage, eine Vermutung auszusprechen, ob die Funde aus reinem Kupfer bestehen oder aus einer Legierung, ob dem Kupfer Arsen, Antimon oder Zinn zugesetzt ist.

Nachdem die Funde vom Kuhtanz nunmehr sämtlich besprochen sind, kehre ich zurück zu der bereits erwähnten Fundstelle auf dem „Kirchberge im Dorfe Goseck“ selbst.

Hier, etwa 20 m östlich des Friedhofs, war im Frühjahr 1893 der Besitzer der neu angelegten Kiesgrube, Franz Görner, beim Abräumen des dünnen Ackerbodens auf einzelne Blöcke von Sandstein gestossen und hatte in geringer Tiefe ein stark beschädigtes Töpfchen aufgenommen, das der Bronzezeit angehört. Bei dem weiteren Abdecken des Bodens und Abstechen des Kieses, dem ich beiwohnte, wurde ein Skelett sichtbar, anscheinend das eines noch jugendlichen Weibes, dem ein verhältnismässig reicher Bronzeschmuck beigegeben war.

Um den Hals lagerten kleine Spirälrollchen von 1 $\frac{1}{2}$ bis 2 cm

¹ Mitth. d. Ver. z. Gesch. u. Alterthumsk. zu Erfurt XIII, 267.

Länge, kleine Ringe, von Draht zusammengebogen, kurze Hülsen aus gerolltem Blech, sowie ein Fohlenzahn, in dessen Durchbohrung ein feines Spiralröllchen eingeschoben war.

Der Lage nach hatten diese kleinen Gegenstände, auf eine Schnur aufgereiht, einen Halsschmuck gebildet. In der Nähe des Kopfes fanden sich Teile einer Spirale von flachem Bronzeband und einem Durchmesser von etwa 10 cm, sowie die untere Hälfte einer schwachen Nadel. Auch zwei stärkere Ringe, der eine vierkantig und offen, mit einem Durchmesser von 7,50 cm, scheinbar durch Hämmern geformt, und wohl für den Oberarm bestimmt, der andere, gleichfalls vierkantig aber sauber abgerundet und durch Einhiebe verziert, geschlossen und übergreifend, von 5,50 cm Durchmesser für den Unterarm bestimmt, wurden dem Grabe entnommen (Fig. 11 und 12).

Auch fand sich noch ein Fingerring, bestehend aus einer Spirale von flachem Bronzeband in 3 bis 4 Windungen (Fig. 13), vor.

Neben diesem Grabe wurde eine zweite Bestattung freigelegt, worin jedoch ausser einem stark vergangenen Skelett nichts gefunden wurde. Auch hier war, obgleich Steine zur Abgrenzung des Grabes benutzt worden waren, von einer eigentlichen Steinkiste, wie sie auf dem Kuhtanze vorgekommen, nicht zu reden.

Dass hier noch andere Gräber sich finden würden, war zu erwarten; jedoch musste, da das Ackerstück noch in Kultur war und Kies nur nach Bedarf abgetragen wurde, von weiteren Nachforschungen mit dem Spaten Abstand genommen werden.

In der That hat der vorgenannte Besitzer Görner bei späteren Abtragungen auf dem Hügel u. a. ein steinzeitliches Kistengrab erschlossen, dem er einige Steinwerkzeuge und zwei Gefässe entnommen hat. Leider hat er keinen Sachverständigen gerufen, und so sind die beiden Gefässe, wie das ja fast immer geschieht, zertrümmert und ein grosses, durchlohtes Steinbeil, bei einer „Probe auf Festigkeit“, zerschlagen worden.

Die Bruchstücke des letzteren befinden sich in dem Provinzialmuseum und erwecken dadurch ein besonderes Interesse, dass das Material, ein thoniger Sandstein, für ein Gebrauchswerkzeug absolut ungenügend gewesen sein muss. Es kann also nur als Prunkwaffe gedient haben.

Erst im März 1897 rief mich der Pächter von Goseck wieder nach derselben Stelle, wo Görner nach Westen und Norden zu abzutragen gedachte. Diese Arbeit ging unter Beistand polnischer Arbeiterinnen, deren Vorsicht und Geschicklichkeit ich nicht genug loben kann, glatt

von statten, und erkannte ich bald drei mit dunklerem Erdreich gefüllte Gruben, die sich von dem gelben Kiesboden deutlich abhoben.

Zwei der Gruben lagen von Süden nach Norden parallel zu einander, etwa 1,60 m lang und 1 m breit, die dritte Grube, in der Richtung von Osten nach Westen, etwa 2 m lang, verband die beiden ersteren (Taf. IX, Plan B).

Ich begann mit dem Ausräumen der östlichen Grube, wobei es sich herausstellte, dass, während scharfe Ränder fehlten, sich dieselbe muldenartig von allen Seiten vertiefte. Der Füllboden, der aus lockerer Erde, feinem Sand und Holzasche bestand, bot keinen Anhalt dafür, dass man es mit einer Wohn- oder Abfallgrube zu thun hatte; nur zwei Bruchstücke eines Schweinekiefers und eine glatte Scherbe kamen zum Vorschein. Auch fanden sich keine Spuren von Leichenbrand.

Fast gab ich die Hoffnung auf, hier einen Fund zu thun, als plötzlich in einer Tiefe von $\frac{1}{2}$ m im nördlichen Teile der Grube grünleuchtende Brocken das Vorhandensein von Bronze verrieten.

Es gelang mir, zwei aus innen plattem, aussen abgerundetem Bronzeband bestehende Armspiralen (Fig. 14),¹ und einen Knopf mit Öse zu bergen. Wie die Untersuchung ergab, waren die ziemlich gut erhaltenen, aus 13 bis 15 Windungen bestehenden Spiralen mitsamt dem Knopfe in Baumrinde eingewickelt gewesen und glückte es, Teile der Hülle durch Aufgiessen einer Mastixlösung zu erhalten. Bei der Reinigung der Armbänder stellte sich heraus, dass in dem Innern der Spiralen zwei menschliche Schneidezähne verborgen waren.

Etwa 25 cm südlich von diesem Funde stiessen wir in gleicher Tiefe auf einen zweiten Bronzeschmuck, bestehend aus zwei grossen Zierknöpfen von 4,50 cm Durchmesser mit Ösen und einem zwischen ihnen liegenden flachen, nicht völlig kreisrunden Radnadelkopf mit Öse für die Schnur (Fig. 15 und 16). Auch diese Schmuckstücke waren verpackt gewesen, und zwar, wie es schien, in einem „Holzkästchen“, von dem ich gleichfalls Teile zu erhalten vermochte. Die Nadel selbst, welche nicht rund, sondern kantig angesessen hat, konnte nicht gefunden werden, dagegen lagen auch in diesem Päckchen die Kronen zweier Zähne eines jugendlichen Menschen.

Die Grube wurde bis auf den Kiesboden ausgeräumt, auch wurde in diesen hineingegangen, es fand sich jedoch keine Spur eines Skeletts.

¹ Vergl. Richly, Bronzezeit in Böhmen Taf. XLIX. 8.

In der dieser muldenartigen Grube parallel liegenden zeigten sich zunächst dieselben Verhältnisse, feiner schwarzer Boden, feiner Sand und Holzasche. Da wir bei einer Tiefe von $\frac{1}{2}$ m in der Mitte der westlichen Seite auf ein Schädeldach stiessen, beschloss ich, zunächst das Skelett freizulegen, wobei sich herausstellte, dass in der That beide Mulden durch ein Grab, das nur wenige Steine als Umsetzung enthielt, verbunden waren.

Das Skelett, auf der rechten Seite ruhend, war von Osten nach Westen gelagert, die Füsse im Osten; die Knie waren stark angezogen, beide Arme steif nach rechts ausgestreckt. Beigaben fehlten vollständig.

Bei dem weiteren Ausschachten der westlichen Mulde stiessen wir bei $\frac{3}{4}$ m Tiefe auf eine plane, kaum $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ m breite Lage von Platten aus Buntsandstein und flachen „Knollensteinen“, die ich vorsichtig wegnehmen liess. Hierbei wurde unter der mittelsten, ziemlich umfangreichen Platte ein durch Striche und gestrichelte Dreiecke verzierter, schön patinierter, massiv gegossener Arming sichtbar (Fig. 17), und 20 cm davon nach Norden zu ein kleinerer Ring von nur 4,50 cm Durchmesser. Er ist mässig abgerundet, übergreifend und zeigt keine Spuren von Verzierung (Fig. 18). Zwischen den beiden Bronzefunden lag ein stark zerdrücktes, unverziertes, roh gearbeitetes Töpfchen, ähnlich Fig. 8, Skelettteile fanden sich nicht.

Dass das Skelettgrab gleichzeitig mit den Gruben angelegt worden ist, erscheint nach Lage derselben nicht zweifelhaft; fraglich aber dürfte es sein, ob die Funde vom Kirchberge — natürlich abgesehen von dem steinzeitlichen Grabe — derselben Zeit angehören wie die vom Kuhtanze. Einzelne der Beigaben, wie die einfachen Zieraten des Halsbandes und einzelne Ringe, sprechen für die ältere Bronzezeit, sie sind ohne Zweifel als Anfangs- oder Erstlingsprodukte anzusehen. Für eine etwas jüngere Zeit, vielleicht das Ende der älteren Bronzezeit, dürften jedoch die anderen Schmucksachen, Radnadel, Knöpfe und gestrichelter Arming, sprechen, ebenso die Vereinfachung des Gräberbaues.

Vielleicht dürfen wir auch die Beilegung von Zähnen zu den Schmuckgegenständen als einen Überrest der auf dem Kuhtanz beobachteten Zerstückelung von Leichen ansehen.

O. Förtsch.
